

Ulrich Seelbach (Berlin)

Albrechts ‚Titurel‘ im Unterinntal

Das Sammeln von Fragmenten volkssprachiger Dichtung des Mittelalters ist heutzutage nur noch eine Aufgabe von Institutionen, nicht mehr eine Angelegenheit von Privatpersonen. Die Gelegenheit, in alten Drucken oder gar Handschriften Pergamentstreifen und vollständige Blätter zu finden, ist auf dem freien Markt kaum mehr vorhanden. Und die Zeiten, wo man als Wilderer in fremden Beständen auf später nicht vermißte Funde stoßen konnte, sind – gottlob – vorbei. Ganz anders muß es im letzten Jahrhundert zugegangen sein: das ‚Privileg‘ einiger Gelehrter und historisch interessierter Laien im 19. Jahrhundert, ungestört in Bibliotheken und Archiven das ihnen Genehme abzulösen, hat einen kaum einzuschätzenden Schaden verursacht. Fragmente älterer Handschriften, wo immer sie gefunden und abgelöst wurden, gingen oft in den Besitz der Finder über und sind mit diesem Besitzwechsel meist ihrer Vorgeschichte beraubt worden. Oft mag es stichhaltige Gründe gegeben haben, diese Fragmente vor einer drohenden Vernichtung zu bewahren: Archivfaszikel werden nicht bis in alle Ewigkeit aufgehoben und Pergament- und Altpapierhändler hatten ihre beste Kundschaft unter weiterverarbeitenden Handwerkern. Jene Fälle sind aber vergleichsweise selten gegenüber denen, wo Fragmente in ordentlich geführten Archiven aufgestöbert und aus Buchdeckeln öffentlicher oder klösterlicher Bestände entfernt wurden. Interessierte Laien, die lokale Geschichtsvereine ins Leben riefen und Gelehrte, die offenen Zugang zu städtischen und anderen lokalen Archiven oder Bibliotheken hatten, publizierten ihre Funde mit lapidaren Angaben über die Herkunft der Fragmente. Als ob man eine verschworene Gemeinschaft vor sich hätte, die sich darüber verständigte, keine unnötigen Worte über die geschädigten Institutionen zu verlieren, so gleichförmig und knapp wird die Provenienzenfrage in den meisten Publikationen behandelt. Dennoch, die heikle Eigentumsproblematik und die Einstufung des Gefundenen als Strandgut, das dem Finder gehört, ist nicht allein verantwortlich für die Sorglosigkeit im Umgang mit der Herkunftsfrage. Denn selbst dort, wo Ablösungen gewissermaßen offiziell stattfanden und die Fragmente innerhalb der Bibliotheken verblieben, in denen sie aufgefunden wurden, gingen die Bibliothekare ebenso achtlos vor wie die ‚Fragmentenwilderer‘. Es ist bekannt, daß die großen Herausgeberpersönlichkeiten, Lachmann, Grimm und Haupt keinen besonderen Wert auf präzise und ausführliche Angaben zur Geschichte der von ihnen verwerteten Handschriften und Bruchstücke legten, die sie zudem oft nur in Abschriften kannten. Fragmente dienten ihnen dazu, gewisse Lesarten abzustützen und vollständige, aber

jüngere Handschriften als verlässlich auszuweisen. Auch das Ziel der Fragmenten-Abdrucke in Zeitschriften des 19. Jahrhunderts ist fast ausschließlich textkritisch bestimmt.

Die Sammelleidenschaft und der einseitige textkritische Blick haben uns eine Fülle von Fragmenten beschert, deren Herkunft nicht mehr bestimmt werden kann und die ich als ‚weiße‘ Fragmente bezeichnen möchte. Weiße Fragmente mögen sich zwar für paläographische Übungen eignen, auch sind sie für die Textkritik sicher nicht zu entbehren, aber sie sind nutzlos für die Beantwortung einer Reihe von weiteren Fragen, die eine andere Gattung von Fragmenten voraussetzt: die der intakten Fragmente. Intakte Fragmente nenne ich jene Bruchstücke, die in ihrem Entfremdungszustand verbleiben durften oder deren ursprüngliche Zweckentfremdungen weitgehend rekonstruiert werden können – durch die Angabe des Fundortes, der Signatur des Buches, dem das Fragment zum Einbandmaterial diente, durch Aufschriften, die es als Rechnungsumschlag eines bestimmten Archives erkennen lassen etc. Intakte Fragmente können Aufschluß geben über die räumliche Verbreitung einer Dichtung und über die Zeit, in der das Publikumsinteresse erlosch. Und sie bieten die Chance, Erkenntnisse über mögliche Auftraggeber oder Vorbesitzer zu gewinnen. Als Fallbeispiel einer Befragung intakter Fragmente unter dem letztgenannten Aspekt wähle ich das Fragment eines Albrechtschen ‚Titurel‘,¹ das in der Handschrift Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Ms. germ. 2° 1064 seinen ursprünglichen, entfremdeten Zweck erfüllt. Es mag am Rande Erwähnung finden, daß sich in Straßburg ein zweites Fragment aus derselben Handschrift befindet – es ist ein gutes Beispiel für ein ‚weißes Fragment‘, denn über seine Geschichte ist so gut wie nichts zu berichten.²

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts vermachte Christof Ruether, Angehöriger einer niederadeligen Familie im Unterinntal,³ dem Tiroler Dominikanerinnen-

¹ Das Werk Albrechts, das im Mittelalter als Werk Wolframs von Eschenbach galt, wurde als ‚Titurel‘ bezeichnet und unter diesem Titel sollte es auch in der Forschung firmieren. Die unglückliche Bezeichnung ‚Jüngerer Titurel‘, eine nur dem Germanisten verständliche Benennung, wird der Wertschätzung des Werkes im Mittelalter – die der heutigen Beurteilung nicht entsprechen muß – nicht gerecht und stellt es ins literarhistorische Abseits. Wolframs unvollendetes Werk sollte man hingegen nach seiner Hauptheldin ‚Sigune‘ nennen: für Titurel war nur eine Nebenrolle im Siguneroman vorgesehen.

² Das Ms. 2213 der Bibl. nat. et univ. Strasbourg bietet keine Hinweise zu seiner Herkunft; nur die Schreibermundart kann als Anhaltspunkt dienen (s. u.). – Es wurde, vermutlich 1875, von dem damals in Augsburg ansässigen Buchhändler und Sammler Arnold Kuczynski (geb. 1842, 1873–1887 in Augsburg, danach in Leipzig tätig) nach Straßburg gestiftet (laut Eintrag auf einer Beilage zum Fragment mit den Schriftzügen Karl August Baracks). Mme Leipp von der Straßburger Bibliothek stellte mir freundlicherweise eine Kopie zur Verfügung; Auskünfte über A. Kuczynski erhielt ich brieflich von Herrn Rosegart vom Stadtarchiv Augsburg. – Abdruck des Straßburger Fragments: KARL AUGUST BARACK, Bruchstücke mittelhochdeutscher Gedichte in der Universitätsbibliothek zu Strassburg. III. Der jüngere Titurel. Germania 25 (1880), S. 161–191.

³ Ein C. *rutaer* erscheint bereits im Jahre 1267 unter den Zeugen einer von Friedrich von Freundsberg zu Kiefersfelden ausgestellten Urkunde (Corpus der altdutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300. Hg. von FRIEDRICH WILHELM. 4 Bde. Lahr 1932–1963, hier Bd. 1, S. 154f., Nr. 109).

Kloster Mariathal im Brandenbertal drei seiner Bücher: eine Chronik Jacob Twingers von Königshofen (Berlin, SBPK, Ms. germ. 2° 839), einen ‚Partonopier‘ des Konrad von Würzburg und die ‚Melusine‘ Thürings von Ringoltingen. Der ‚Partonopier‘ und die ‚Melusine‘ – 1471 vom Baccalaureus H. Winklär⁴ in Hall am Inn geschrieben – wurden als selbständige Faszikel zu einem Band vereint (Ms. germ. 2° 1064).⁵ In beiden Bänden wurde die Stiftung gewissenhaft vermerkt:

*Das pûch hat kristoff Ruther geben
in vnser frawen tall zu voldepp...
(Ms. germ. 2° 1064, 5^v)*

Die Einbände beider gestifteten Bücher entstammen derselben Werkstatt; das zeigen die Beschläge, ihre Inschriften, die zur Verzierung des Leders verwendeten Lilien-Stempel, die Pergament-Blätter älterer Handschriften als Vor- und Nachsatz und die Zierung des hinteren Spiegels durch ein Bild: im ‚Partonopier‘/‚Melusine‘-Band findet sich eine kolorierte Federzeichnung der heiligen Dorothea, in der Chronik Twingers ein Kreuzigungs-Holzschnitt. Eingebunden wurden die von Ruether gestifteten Bücher meines Erachtens im Kloster Mariathal selbst: Ruether hat die Handschriften nicht nur ungebunden, sondern auch unrubriziert übergeben, denn der Rubrikator hat die Stiftungsvermerke mit einbezogen und kann daher mit seiner Arbeit erst nach der Übergabe der Stiftung ans Kloster begonnen haben. Die Inschriften der Beschläge und Schließen zeigen, daß sie für das Kloster Mariathal eigens angefertigt wurden: sie lauten *Ave Maria* (Ms. germ. 2° 839), *O mater dei misere n[ost]ri* (Ms. germ. 2° 1064) und *O sanct[a]* (beide Handschriften); wahrscheinlich ist auch die dritte Inschrift auf die Namensgeberin des Klosters zu beziehen. Die in den Bänden verwendeten Vor- und Nachsatzblätter⁶ stammen daher wohl aus den Makulaturvorräten des Klosters Mariathal und nicht vom Stifter.

Das ‚Titulrel‘-Fragment, das im ‚Partonopier‘/‚Melusine‘-Band seinen Platz fand, ist in einer sorgfältigen, die Vertikale betonenden gotischen Minuskel aus

⁴ In der Matrikel der Wiener Universität (Die Matrikel der Universität Wien 1377–1688/1689. 5 Bde. Wien/Köln/Graz 1965–1975 [Publikationen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Reihe VI/1]) erscheinen zwei Studenten, von denen der jüngere möglicherweise mit dem späteren Baccalaureus identifiziert werden könnte. 1423 (I R 117) ist ein *Henricus Winckler de Turego* immatrikuliert, 1450 (I R 54) ein *Hainricus Winckler de Hag*.

⁵ Beschreibung der Handschrift mit zahlreichen Abbildungen in: Konrads von Würzburg Partonopier und Meliur. Aus dem Nachlasse von FRANZ PFEIFFER hg. von KARL BARTSCH. Mit einem Nachwort von RAINER GRUENTER in Verbindung mit BRUNO JÖHNK (u. a.) (Nachdruck der Ausgabe Wien 1871). Berlin 1970 (DN), S. 343–351. Vgl. auch Thüring von Ringoltingen, Melusine. Nach den Handschriften kritisch hg. von KARIN SCHNEIDER. Berlin 1958 (TspMA 9), S. 8 und 9.

⁶ Im Chronikband wurden Blätter einer lateinischen Handschrift theologischen Inhalts aus dem 14. Jahrhundert verwendet, deren Inhalt von mir nicht weiter bestimmt wurde. – Die Fragmente waren nicht in den Spiegel geklebt, sondern dienten als Vor- und Nachsatzblätter zum Schutz des Buchblocks vor Abrieb des Leders und Wurmfraß.

der Zeit um 1300–1320 geschrieben.⁷ Die neuhochdeutsche Diphthongierung ist mit *ou* am weitesten fortgeschritten (etwa zu 75 %), gefolgt von *ei* (20 %) und *ou* für mhd. *iu* (unter 5 %).⁸ Diese Merkmale – die relativ gesicherte Durchsetzung von *ou* für mhd. *ü* bei gleichzeitiger Resistenz von *iu* – sind für einen südost-deutschen Text ungewöhnlich, da sich sowohl im Alpengebiet als auch im Herzogtum Bayern und den österreichischen Stammländern *ou* und *eu* im wesentlichen zeitgleich oder mit nur geringem Abstand voneinander durchsetzen (und stets vor *ei*). Die Resistenz von *iu* begegnet in einem relativ begrenzten Gebiet: im Nordosten der Grafschaft Tirol, im bayerischen Unterinntal und Chiemgau und in den westlichen Gebieten des Erzbistums Salzburg.⁹ Aus dem Vergleich mit deutschsprachigen Urkunden dieses Gebietes und der Zeit um 1300 ergab sich, daß auch der Umlaut bei mhd. *ü* und *üe* oft nicht bezeichnet wird und *u* für *uo* steht. Mit der Identifizierung des Entstehungsraumes ist gesichert, daß die Handschrift im engeren oder weiteren Umkreis des Klosters Mariathal entstanden sein kann.

Auf der letzten Seite der ehemaligen Handschrift wurde, nachdem Schreiber und Initialenmaler ihre Arbeit beendet hatten, in der rechten, freien Spalte ein grünes F gemalt, das in der Höhe soviel Platz beansprucht wie drei Strophen des ‚Titurel‘-Textes (Abb. 1). Ein derart auffälliges Zeichen ist wohl kaum als *finis* zu interpretieren: hierfür hätte eine Initiale in Braun oder Rot (den Tinten von Schreiber und Initialenmaler) ausgereicht. Die Größe des Zeichens und die Verwendung einer anderen Farbe spricht weit eher für die Funktion einer Buchmarke.¹⁰ Wenn, wie ich annehme, dieses F für den Familiennamen des Handschri-

⁷ Die Datierung wurde von Frau Dr. Karin Schneider (München) nach Vorlage von Reproduktionen der Handschrift bestätigt.

⁸ Die Auszählung erfolgte aufgrund des Abdruckes von FRANZ PFEIFFER, Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen. Denkschriften der kaiserl. Ak. der Wiss.n. Phil.-hist. Cl. 16. Wien 1869, S. 157–228: VI. Zum jüngern Titurel. Riedegger Bruchstück. – Eine getrennte Auszählung des Straßburger Fragments – derselben Handschrift entstammend – ergab dieselben Verhältnisse (s. o., Anm. 2). – Auf die Besonderheiten der Überlieferung kann an dieser Stelle nur kurz eingegangen werden: Das Fragment teilt mit der Handschrift X (Berlin, SBPK, Ms. germ. 2° 475), dem von WOLF als Repräsentanten der Überlieferungsgruppe B gewählten Textzeugen, die Vorlage. Dies ist nicht nur an den Lesarten, sondern auch an der nur diesen Handschriften gemeinsamen Überschrift vor Strophe 1171 abzulesen: Fragment: *Dez Talfeins vrevden hail. sendet im nah dem brachen sail.* Hs. X: *Des talfeins frawden heil sent in nach dem prachken sail.*

⁹ In folgenden Urkunden des Corpus altdeutscher Originalurkunden [Anm. 2] ließ sich eine Resistenz von *iu* gegenüber *ei* (für mhd. *î*) und *au* (für mhd. *û*) feststellen: Nr. 692 und 693 (Salzburg 1295, Februar); Nr. 2640 (Kitzbühel 1297 März 5); Nr. 2814 (St. Veit 1297 Okt. 16; Urkunde der Grafen von Tirol); Nr. 3070 (Raitenhaslach 1298 Sept. 8); Nr. 3464 (Innsbruck 1299 Sept. 1). Sicher begegnen in Innsbruck und Salzburg auch Urkunden, die diese Merkmale nicht aufweisen, aber der Ausstellungsort läßt ja nicht unbedingt auf die Schreibermundart schließen. Im Grassauertal (Chiemgau) begegnet die Resistenz von *iu* noch in einer Urkunde Eckharts von Hohenstein vom Jahre 1327 (Febr. 2; gegeben zu Chiemsee, ausgestellt von seinem Schreiber): mhd. *î* und *û* sind bereits vollständig diphthongiert, *iu* begegnet noch in 60 % der Fälle unverändert. (Abdruck der Urkunde bei FRANZ GAUKLER, Die Edlen von Hohenstein, Egerndach und Marquardstein. Eine geschichtliche Studie. o. O., o. J. [Vorwort: Staudach 1975], S. 31–33.)

¹⁰ Möglich wäre auch, daß an dieser Stelle eine Initiale für einen im Anschluß vorgesehenen neuen Text oder einfach als Schreibübung gemalt wurde. Doch halte ich beides für unwahrscheinlich,

teneigentümers steht, muß man nicht lange unter geeigneten Adelsfamilien¹¹ der Grafschaft Tirol, des Erzbistums Salzburg oder Bayerns suchen: die Geschichte des Klosters Mariathal ist aufs engste verknüpft mit dem Namen Friendsberg.¹²

Das Dominikaner-Kloster im Brandenbergertal bei Voldöpp wurde im 13. Jahrhundert von Ulrich III. von Friendsberg und seiner Gattin Leukardis von Velben gestiftet. 1267 vollbrachten seine Söhne Friedrich III. (zu Friendsberg) und Conrad III. (zu Itter) die Stiftung gemeinsam mit der Witwe Ulrichs. Die Brüder Ulrichs, Heinrich II. und Meinhard, waren als Zeugen in dieser wichtigen Familienangelegenheit zugegen. Die Friendsberger, ursprünglich andechsische Ministerialen, sind im 13. und 14. Jahrhundert in den Diensten des Freisinger Bischofs, der Herzöge von (Ober-)Bayern und der Grafen von Görz und Tirol zu finden. Auch nach der Gründung des Klosters, das zunächst Nonnen und Mönche aufnahm,¹³ sorgten die Friendsberger durch Schenkungen und

weil der Rubrikator und Initialenmaler erst tätig wird, wenn der Schreiber seine Arbeit erledigt hat; nach einer Übung sieht das „grüne F“ ebenfalls nicht aus, und warum sollte man für eine Probe grüne Tinte verwenden, wenn man das Ergebnis einer Übung auch in Braun oder Rot beurteilen kann. Der Sinn der Farbgebung ist doch der, etwas Besonderes augenfällig zu machen; und bei einer Buchmarke erfüllt der Farbwechsel eine sinnvolle Aufgabe. Freilich kann ich zu dem Fall keine Parallele bieten; das in den literarischen Handschriften Antonius Annenbergers bezeugte A mit wechselnden Beischriften ist Teil seines Signaturen-Systems, das nicht nur Signaturen wie A j (= 1. Buch der Sammlung), sondern auch Kombinationen wie S-18, DE-97 etc. aufweist – mit dem Besitzernamen haben sie nichts zu tun. Vgl. KARL SCHADELBAUER, Die Annenberger Bücherei und ihre Handschrift über die Notariatslehre. Veröff. des Museum Ferdinandeum 12 (1932), S. 197–206, hier S. 201f.

Frau Dr. Sigrid Krämer (München) teilte mir jedoch schriftlich mit, daß Johannes von Helb seine Handschriften (aus der Pfarrbibliothek Ebern) außen auf dem Einband mit dem Monogramm h (für Helb) gekennzeichnet hat. Erhalten ist das Monogramm auf den alten Einbänden in Berlin, SBPK, Ms. theol. lat. 2° 525, Philadelphia, Free Libr., cod. Lewis Eur. 190. und Leiden, Bibl. der Rijksuniv., cod. d'Ablaing 10 (Brief von Frau Dr. Krämer an den Verf. vom 5.9.1985; zur Bibliothek des Johannes von Helb vgl. SIGRID KRÄMER, Neue Nachrichten über die ehemalige Pfarrbibliothek von Ebern. Mainfränkisches Jb. für Geschichte und Kunst 28 (1976), S. 36–47 [noch ohne Hinweis auf das Monogramm]).

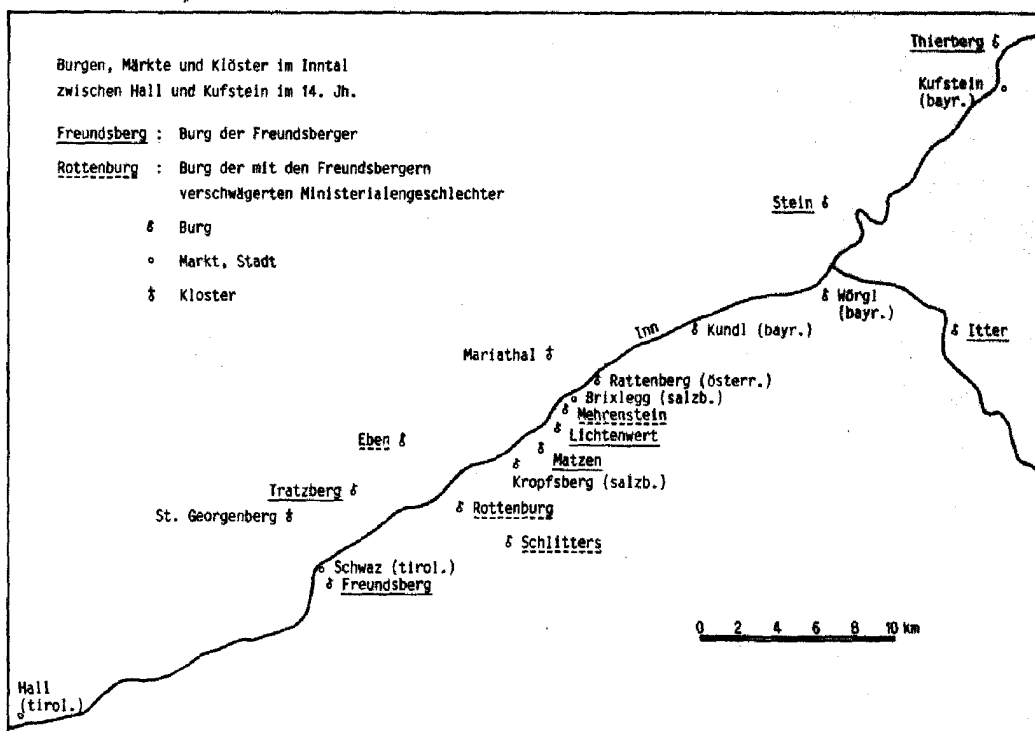
¹¹ Vom Namen her wäre noch eine Reihe anderer Familien in Betracht zu ziehen, aber diese sind weder im sprachlich eingegrenzten Gebiet ansässig gewesen noch standen sie in Verbindung zum Kloster Mariathal (mit Ausnahme der Velben: die Gattin des Klostergründers war eine geborene Velben): Falkenstein (Oberpfalz), Forster zu Wildenforst (Oberfranken), Frumesel (Niederbayern, Schärding), Fraunberger zu Haag (Oberbayern), Fraunhofen (Niederbayern), Freyberg (seit ca. 1300 in Schwaben), Freudenberg (Oberpfalz) – sämtlich bayerische Ministerialen – Velben (auch Felben geschrieben; salzburgische Ministerialen), Fuchs (Südtirol).

¹² Zu den Friendsbergern vgl. Hdb. der historischen Stätten. Österreich. Bd. 2: Alpenländer mit Südtirol. Hg. von FRANZ HUTER. 2., überarb. Aufl. Stuttgart 1978, S. 495, 514, 520, 524, 527; KÖGL, Fünf genealogische Tafeln von tirolischen Adelsgeschlechtern. Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen 5 (1850), nach S. 383: Taf. II: Genealogie des tirolischen Geschlechtes von Friendsberg zu Strassberg und St. Petersberg, Freiherren zu Mindelheim; (ZEDLERS) Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Halle/Leipzig 1732–1754 (Nachdruck: Graz 1961–1964), hier Bd. 9, Sp. 2187–2189; LAURIN LUCHNER, Schlösser in Österreich. Bd. 2. München 1983, S. 313–315.

¹³ Dies geht u. a. hervor aus der Schenkungsurkunde Conrads III. von Friendsberg (undatiert, 13. Jh.; Corpus der altdeutschen Originalurkunden [Anm. 2], Nr. 3585), wo von *den bruoderin vñ den vruuwen/die zu dem vorgenantem Chloster gehoerent* die Rede ist.

Aufbesserungen der Stiftung für den Erhalt der Dominikaner-Niederlassung. Vor allem die Söhne der Gründer, Friedrich IV. und Berthold, unterhielten enge Beziehungen zu Mariathal. Dort fanden die Angehörigen der Stifterlinie ihre letzte Ruhestätte und hier verbrachten Freundsberger auch gelegentlich den Lebensabend: Berthold von Freundsberg büßte im Kloster Mariathal den Todschlag, den er an seinem Vetter Conrad IV. im Jahre 1339 begangen hatte.¹⁴ Die Beziehungen zu ihrem „Hauskloster“ brachen die Freundsberger erst im Jahre 1467 ab, als Ulrich X. Schloß und Gericht Freundsberg Erzherzog Sigismund überließ und die Reichsherrschaft Mindelheim in Schwaben erwarb.

Die Gründerfamilie war, gemessen an der Zahl ihrer Burgen und dem Umfang ihrer Besitzungen, die bedeutendste Ministerialenfamilie im Unterinntal zwischen Hall und Kufstein – dem näheren Einzugsgebiet des Klosters Mariathal – und mit den übrigen dort ansässigen Ministerialengeschlechtern verschwägert. Die Burgen Rottenburg, Eben, Mehrenstein und Schlitters sind die einzigen in Ministerialenhand befindlichen Festen zwischen Schwaz und Kufstein, die nicht den Freundsbergern gehörten: sie selbst besaßen die Burgen Tratzberg, Matzen, Lichtenwert, Itter, (Maria)-Stein, Thierberg und Freundsberg (Karte 1).



Karte 1 (Ausführung Hans Trutnau)

¹⁴ KÖGL [Anm. 12].

Welches Familienmitglied die Handschrift letztendlich besessen (und wohl auch in Auftrag gegeben) hat und von wem sie ins Kloster Mariathal mitgebracht oder als Stiftung gegeben wurde, ist nicht mehr zu ermitteln und meines Erachtens von sekundärer Bedeutung. Als Vorlesehandschrift diente sie der ganzen *familia* des Besitzers und sie wurde – wenn sie nicht schon sehr früh nach Mariathal gelangte – nachfolgenden Generationen vererbt.

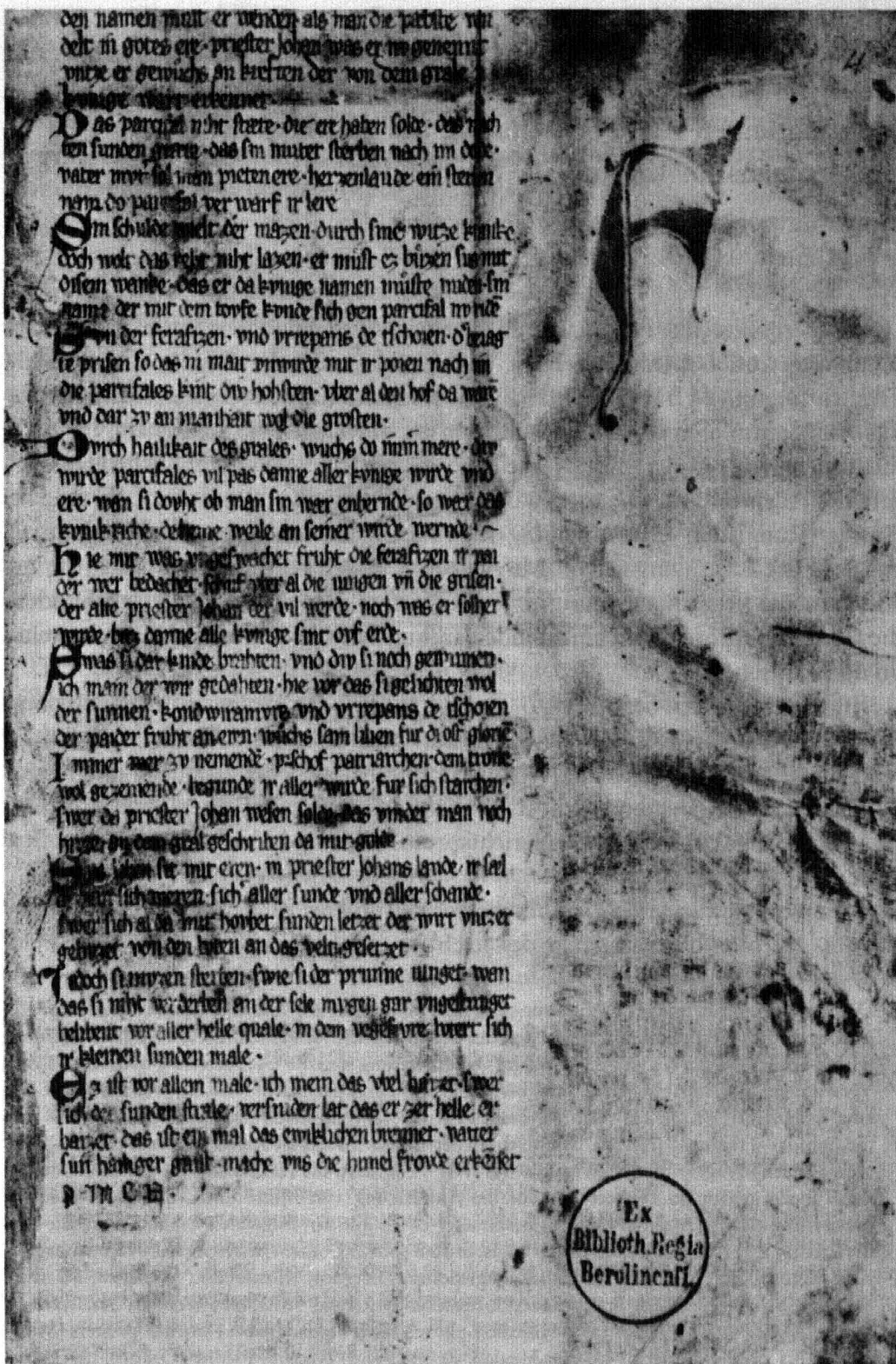


Abb. 1: Berlin, SBPK, Ms. germ. 2° 1064, 30×20 cm, vorderes Schutzblatt, Vorderseite